

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 10 (1906-1907)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Die Bäuerin [Schluss folgt]  
**Autor:** Auerswald, A. von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-663237>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Letzter Winter.

Kein stilles, reifgeschmücktes Gartenland,  
Kein Wintertag, der nicht mit weißer Hand  
Uns Herz mir klopfte mit den leisen Worten:  
Auch deine Zweige hat der Herbst entlaubt,  
Und reichlich liegt der Schnee auf deinem Haupt,  
Du stehst vor deines Winters eis'gen Pforten!

Ich weiß, ich weiß! Den Lenz sah ich entflieh'n  
In unermess'ne Fern'! Sein herrlich Blüh'n,  
Sein sonnig Glück und seine Freuden starben!  
Verwelkt ist auch des Sommers bunter Kranz,  
Erloschen selbst des Herbstes milder Glanz,  
Und längst gebunden liegen meine Garben!

Doch sollt ich nun darüber traurig sein?  
O blasse Welt, ich schau' in dir mein Sein —  
Du gingst zur Ruhe ohne Schmerz und Klage!  
Wenn ich so friedlich schlafen kann, wie du,  
Gott selber deckt in deinem Arm mich zu,  
Vor was sollt ich mich fürchten denn? Ich frage!

Anna Fischer, Bern.

## Die Bäuerin.

Von A. von Auerwald.

Es ist Weihnachtsabend. Die rote Guste hat sich mit ihrer Arbeit beeilt, um recht bald zu den Eltern zu können. Rote Guste wird sie genannt, weil sie brandrotes Haar hat und sie wird oft deswegen gehänselt; aber sie lacht nur dazu, denn sie hat ein goldenes Herz und hat ihr Leben lang nicht daran gedacht, etwas übelzunehmen, oder überhaupt an sich gedacht. Immer für andere gearbeitet, so lange sie denken kann; für den blinden Vater, für die halbgelähmte Mutter, für die jüngern, unbehülflichen Geschwister. Und nun gar zu Weihnachten! Seit Wochen schon hat sie keine Minute für sich! Erst muß die Arbeit bei der Bäuerin gemacht werden, — und sauber, denn die ist eigen, und vor ihren scharfen Augen besteht nichts Schlechtes; dann muß sie stricken und nähen und flicken, um für die vielen Geschwister etwas Gutes zusammenzustöppeln. Nun ist sie aber auch mit allem fertig, Strümpfe und Tüchchen sind sauber zusammengepackt, sie bindet sich das blaue Tuch um den roten Kopf und tritt in die Stube zur Bäuerin:

„Ich geh' jetzt, Bäuerin, wenn's Euch recht ist.“

Die steht etwas schwerfällig von ihrem Stuhl auf. Eine große, hagere Frau mit einem starcknochigen, energischen Gesicht und hellen, scharfen Augen,

vor deren Zürnen man sich wohl fürchten könnte. Jetzt sehen sie aber gütig auf die Magd.

„Es ist gut, Gustel,“ sagt sie mit einer tiefen, ruhigen Stimme. „Und hier hab' ich noch was,“ — sie reicht ihr ein geheimnisvoll verschnürtes Paket — damit für Dich doch auch was ist. Lauf fix und komm zur Zeit mit den Kleinen, wenn ich bescher'!“

Gustel dankt strahlend und stürzt hinaus. Die Bäuerin sieht sie noch durch das Schneegestöber über den Hof streben, hört, wie sich das Tor schließt, und setzt sich dann wieder auf ihren Stuhl mit dem Gefühl, daß sie nun ganz allein im Hause ist. Wer irgend Verwandtes hat, hat sich beurlaubt, und sie hat alle gehen lassen, weil Weihnachten, was sich liebt, ja so gern zusammen ist. Für sie ist's allerdings einsam, aber nur für kurze Zeit. Wenn es dunkel ist, kommen die armen Kinder, die sie alle Jahr beschenkt und für welche die Gaben auch diesmal bereit liegen.

Die Bäuerin greift mit ihren wellen, knöchigen Händen zum Strickzeug. Es ist nicht gut, müßig zu sein, besonders, wenn man allein ist, denn dann kommen die Gedanken, all die Gedanken, denen man nicht entfliehen kann. Draußen fällt der Schnee, es hat den ganzen Tag geschneit vom frühen Morgen an, und dazu ist es schneidend kalt. Vom Fenster aus kann sie sehen, wie sich auf den Dächern Flocke an Flocke schmiegt. Die Luft ist ruhig, gleichmäßig und lautlos senkt sich das weiße Gestöber aus dem dichten grauen Himmel. Aber das Zimmer, in dem die Bäuerin sitzt, ist warm und gemütlich und für das Fest blitzblank und sauber gescheuert. Auf die reinen Dielen ist frischer Sand gestreut; den schweren Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht, ziert eine schneeweiße Decke. Die Fenster sind ganz hell und durchsichtig gerieben, nur von außen häuft sich der Schnee daran und zieht sich immer höher hinauf, blühende Blumenstöcke stehen auf den Brettern. In dem mächtigen weißen Kachelofen prasselt ein lustiges Feuer, dessen Schein auf dem Fußboden hin- und hertanz; manchmal knackt es hell auf, dann lodert die Flamme höher und ihr Schein fällt bis auf den ehrwürdigen Wandschrank aus dunkelbraunem Nußholz, den Stolz der Bäuerin. Er ist ein Erbstück der Familie, mit vielen schön geschnitzten Windungen und Schnörkeln verziert und birgt viel gutes, selbstgesponnenes Linnen, die Arbeit langer, einsamer Winterabende, welche sie über Kummer und Sorge hat hinwegführen müssen, daran ihr das Herz brechen wollte.

Wer aber wird das alles einmal erhalten, wenn sie tot ist? Wer wird sich darum kümmern, ob sie selbst es mit Fleiß und Liebe gesponnen?

Die Bäuerin seufzt, schwer und zürnend, die regsamen Hände senken sich untätig, der helle Blick heftet sich starr und düster in die schneeige Dämmerung draußen, das ganze Gesicht spricht von Gram und harten innerlichen Kämpfen.

Sie hat sich noch nicht an die Einsamkeit gewöhnen können; wie ein Alp lastet diese auf ihrer Brust und heute mehr noch wie an andern Tagen. Nein,

früher vor Jahren, es ist ja schon so sehr lange her, da hat sie sich nicht fremder Leute Kinder laden brauchen, um auch beschenken zu können, um Freude und Leben um sich zu haben, jauchzende Stimmen zu hören, dankbare Augen zu sehen. Auch liebevolle? Kaum. Jedes Kind, das seinen Teil hat, strebt nach Hause, um Vater und Mutter, Bruder und Schwester die neuen Herrlichkeiten zu zeigen. Nur die rote Guste bleibt zuletzt noch übrig und liest dann, buchstabierend, stockend und manchmal vor Rührung und Glück mit der sommersprossigen Hand über die runden Augen fahrend, das heilige Evangelium. Die Bäuerin aber sitzt kerzengrad und mit gefalteten Händen in ihrem Stuhl, den Blick mit selbstbewußter Festigkeit vor sich hingerichtet.

Das ist schon so viele Jahre so gewesen, so lange Zeit, sie kann sich kaum mehr denken, daß es überhaupt nicht so sein muß. Und doch war es einmal früher so ganz anders! Wer hätte es ihr prophezeit, damals, als der jetzt so stille einsame Hof noch von jauchzendem Kindergeschrei erfüllt war, daß sie so verlassen hier sitzen würde! Und noch weiter zurück schweiften die Gedanken zu dem sonnigen, windigen Frühlingstag, als sie hier einzog als Herrin. Sie war das reichste Mädchen im Dorf gewesen und viele sagten auch, das schönste, ihr Josef der reichste Bursch und der stattlichste, mutigste, beste von allen gewiß. Wie die Schiffe krachten, die Hochzeitsgäste jubelten und die Girlanden im Winde schwankten! „Glück und Segen der jungen Braut!“ Und das war ihr reichlich geworden!

Die Bäuerin lehnt sich in den Stuhl zurück, die Erinnerungen kommen, sie kann ihnen nicht entfliehen; sie steigen aus der wachsenden Dämmerung; sie umringen sie dicht und sprechen mit alten, lieben Stimmen, bald Freude und Lächeln, bald Schmerz und Zürnen in ihr ausdrucksvolles Gesicht rufend.

Draußen fällt noch immer lautlos, dicht und langsam der Schnee. Ein Knecht wadet in hohen Stiefeln zu den Ställen hindurch, außer ihr die einzige lebende Seele in dem Gehöft.

Hatte es früher wohl auch so endlose Winter gegeben? Oh, nein, da waren die Abende so schnell vergangen bei Scherz und Lachen, wenn die junge schmucke Bäuerin am Spinnrad saß und dem Bauer, der sich Pfeifchen schnitzte, Geschichten erzählte, die sie in der Spinnstube gehört. Da war der Frühling immer zu früh gekommen, weil der Josef nun hinaus mußte aufs Feld und sie die langen Tage allein blieb. Denn Joseph war ein tüchtiger Bauer, wie er sein muß, selbst immer den Knechten voraus bei der Arbeit! Das brachte aber auch Segen und Reichthum; keiner hatte die Wagen so voll geladen, wie er bei der Ernte, keinem häufte sich der goldne Segen so wie ihm.

All dieses Glück der ersten Jahre! Drei muntre, rotwangige, stämmige Kinder! Weihnachten, welch ein Fest des Jubels, wenn die Lichter an dem Bäumchen flammten und weiße, scharfe Kinderzähnen hastig in die großen Pfefferkuchen bissen. Die Bäuerin entsann sich, wie selig sie in jener Zeit

gewesen, wie das Glück ihr oft fast die Brust gesprengt hatte, weil es so groß, so übergroß gewesen.

Dann aber, als der Winter sich zum Frühling neigte, als die Ackergerätschaften schon hergestellt wurden, ging es auf einmal wie ein banges Zagen durch das Dorf, ein Würgengel, die Diphtheritis, ging von Haus zu Haus. Sie klopfte an jede Tür und wollte ihr Opfer haben, und grenzenloser Kummer kam über viele. Wie sie in jener Zeit gebetet hatte, daß Gott sie verschonen wolle, daß er nicht auch auf ihr Haus seine schwere Hand legen wolle! Was hatte es geholfen? Der Würger trat auch bei ihnen ein und berührte alle drei Kinder. Da saß sie an ihren Bettchen mit gerungenen Händen und konnte ihnen nicht helfen; sie sah, wie sie litten, sich in Todesqualen wanden, und konnte ihr Leiden nicht erleichtern. Welch eine Nacht! die würde sie nie vergessen! Und sie war ganz allein. Der Josef war zum Doktor geritten.

„Herrgott, wofür straffst du mich? Was habe ich dir getan?“ flehte sie mit zuckenden Lippen, mit starrem Blick.

Das Stöhnen der Kleinen durchschnitt ihr Herz, sie hielt sich die Ohren zu, um es nicht mehr zu hören; aber sie sah ja die Angst, die vormurfsvolle Bitte in den kläglichen Augen, die sich hilfesuchend nach der Mutter wandten.

„Warum hilfst du nicht, du kannst es ja,“ schienen sie anklagend zu sprechen.

„Töte mich, Gott, du grausamer Gott,“ schrie sie fast. „Ich kann diese Leiden nicht sehen.“

Tief in der Nacht kehrte Josef auf schweißtriefendem Pferde von der Stadt zurück. Er hatte den Doktor nicht zu Hause getroffen, aber seine Frau hatte ihm einige Anweisungen gegeben, den Kindern zu helfen und ihm versprochen, ihren Mann, sobald er zurückkäme, zu schicken. Flüsternd teilte er alles der Bäuerin mit, dann handelten sie nach den erhaltenen Weisungen und gingen stumm von Bett zu Bett.

Lange, bange Stunden schlichen hin, die Lampe brannte trüber und trüber, allmählich ging sie aus. Aber schon erwachte der Tag, und ein grauer, matter Wintermorgen huschte schläfrig durch die Fenster. Doch zwei der Kleinen sehen es nicht mehr tagen; sie hatten ausgelitten. Mit gebrochenen, blinden Augen starrten sie in die sich mühsam vorkämpfende Sonne, die weißen Gesichtchen im letzten Todeskampf verzerrt. Laut weinend lagen der Bauer und die Bäuerin mit gefalteten Händen vor den stillen Lieblingen, und über den beiden Verlorenen vergaßen sie fast das dritte, das mit roten Bäckchen sanft atmend den Genesungsschlaf schlief.

Als der Dokter kam, müde, überarbeitet, kaum mehr fähig, sich aufrecht zu halten, konnte er den gebrochenen Eltern nur sagen, daß das dritte Kind gerettet wäre. Aber noch an demselben Tage jagte wieder ein Reiter zur Stadt und rief ihn zum zweitenmale hinaus, denn nun hatte es den Bauer selbst ergriffen. Mit bewußtlosem Blick wälzte er sich in immer wilderem

Fieber und erkannte selbst sein Weib nicht mehr, das, vornübergebeugt, mit starren trockenen Augen in die Weite blickend, an seinem Bette saß. Als der Doktor eintrat, sah sie ihn an, aber nicht fragend, sondern nur schwer und düster, daß er fast erschraf. Sie wußte ja, daß nicht Mensch noch Gott ihn retten würden.

Der Bauer starb. Tränenlos, nur mit seltsam verzerrtem Gesicht drückte sie seine Augen zu und faltete seine starren Hände. Dann sah sie sich um, ihr Mund zuckte, als wenn er lächeln wollte; aber es ging nicht, nur ein halb stöhnender Seufzer entquoll ihren Lippen und mit dumpfem Fall stürzte sie bewußtlos zu Boden. —

Als die drei Särge, zwei kleine und ein großer, von dem Hof hinausgetragen wurden, folgte die Bäuerin, ungebeugt und aufrecht, aber sie erkannte niemand und grüßte niemand. Ihr Blick war fest nach vorn gerichtet, ihre Miene unbeweglich, undurchdringlich. Sie hörte nichts von den herzlichen, tröstenden Worten des alten Pastors, aber als die Särge nach unten gelassen wurden, fuhr sie auf und trat schnell vor, als könne sie sie nicht lassen, als wolle sie ihnen nach; dann aber ließ sie die Arme wie in hoffnungsloser Trauer schlaff sinken und neigte den Kopf.

Der Prediger ging mit ihr nach Hause und sprach ihr Trost zu. Er sprach von dem kleinen Joseph, den ihr Gottes Güte ja gelassen, für den sie nun leben müsse, aber sie verstand ihn gar nicht. Sie war froh, als sie allein in dem weiten, hellen Zimmer war, und blieb da sitzen, ohne zu essen oder zu trinken. So ging es viele Tage. Es war, als habe das Entsetzen jener Nächte ihre Lebenskraft gelähmt; sie kümmerte sich nicht um die Wirtschaft, sie frug nicht nach dem kleinen Josef, der allmählich wieder kräftig wurde. Wenn er sich an sie schmiegte, wie früher und nach dem lieben Vater und Brüderchen und Schwesterchen frug, so sah sie ihn erst lange groß und erstaunt an, bis sie ihn erkannte und schob ihn dann ungeduldig von sich.

Als er aber wieder ausgehen durfte, nahm sie ihn mit sich auf den Kirchhof. Unterwegs pflückte er Feldblumen für die Gräber, denn Knechte und Mägde hatten ihm erzählt, daß Vater und Geschwister nun in der dunklen Erde lägen. Auf dem Kirchhof angekommen, setzte sich die Bäuerin stumm auf den Rasen nieder und sah mit demselben stieren, regungslosen Blicke, den sie jetzt immer hatte, auf die frischen Gräber, wo das junge Gras schon zu sprossen begann. Da sprang der kleine Bursche auf sie zu.

„Mutter, ich hab' dem Lieserl Anemonen gepflanzt, die mocht' es immer so gut leiden.“

„Wozu? Es ist ja tot,“ sagte die Bäuerin rauh.

„Nun ja,“ frug der Kleine mit großen Augen, „aber es spielt doch noch, gelt?“

Seit all den Tagen zum erstenmal sah die Bäuerin den Knaben an, wurde sie sich seines Besitzes bewußt. Sie streckte ihre große Hand nach ihm

aus und bog ihn einwenig zurück, mit ihren graudunklen Augen sah sie ihn mit verzehrender Liebe an. Durfte sie klagen, da Gott ihr noch diesen gelassen, da soviel Reichthum noch ihr eigen war? Wie, wenn auch er tot wäre? Dann wäre sie doch erst wahrhaft arm gewesen.

„Mein Bub!“ sagte sie dann zärtlich mit Nachdruck und heimlicher Freude, stand auf, nahm ihn an die Hand und ging mit festen Schritten zum Gehöft zurück.

Von dem Tage an war eine Veränderung mit der Bäuerin vorgegangen. Für ihren Bub wollte sie nun arbeiten, für ihn nur leben, das Gut wollte sie in Ordnung halten und noch verbessern, um ihm einst ein schönes Erbe übergeben zu können. Die schlechte Wirtschaft, die seit ihres Mannes Tod schon eingerissen, mußte aufhören. Die Knechte sollten schon fühlen, daß ihr Auge über Alles wache und daß auch das Regiment einer Frau streng sein könne. Oft sah man sie mit großen ruhigen Schritten über den Hof zu den Ställen schreiten, sah sie im Felde stehen, die Arbeit überwachen oder hörte ihre Stimme laut den Leuten Befehle zurufen. Aber auch die Mägde im Hause blieben nicht unbeaufsichtigt. Es schien, als hätte sie ihre Augen überall, als könne vor ihrem scharfen, durchdringenden Auge nichts verborgen bleiben. Auch ließ sie nichts durchgehen. Wo ihr Ungehorsam oder Faulheit begegnete, war sie streng, ja, fast hart, Unredlichkeit gegenüber aber unerbittlich, und der Schuldige mußte ohne Gnade ihren Hof verlassen.

„Sanftmut taugt nichts,“ pflegte sie zu sagen. „Da helf' ich ihnen doch nur was, wenn sie durch die Straf' erkennen, daß sie wirklich was Unrechts getan haben.“

Sonst aber fühlten die Leute sich wohl unter ihrem Regiment, denn es war eine ruhige, feste und zielbewußte Hand, die sie leitete.

„Gar nicht wie 'ne Frau,“ sagten die Knechte bewundernd.

Bei dieser anstrengenden, alle Gedanken in Anspruch nehmenden Tätigkeit erwachte bald wieder ihr Lebensmut. Über das vergräunte Gesicht zog ein Hauch von Freude und bei des kleinen Josef Späßen funkelte in ihren hellen Augen ein fröhliches Lachen.

Josef wuchs auch, wie rechte Bauernburschen es müssen. Überall war er mit dabei auf dem Felde, ritt mit „ho“ und „hü“ die Pferde in die Schwemme oder schwang von dem hochbeladenen Erntewagen die schwere große Peitsche. Mit andern Kindern spielen mochte er aber nicht; er war dann scheu und verlegen und ihre derben Spässe und kinderhaften Roheiten machten ihn entweder rasend vor Zorn, daß er blind auf sie zuschlug, oder er lief laut weinend fort und blieb dann den ganzen Tag untröstlich. Der Mutter war es recht. Sie hatte diesen Knaben mit einer Liebe in ihr Herz geschlossen, die niemand der meist kalt, ja, fast hart erscheinenden Frau zugetraut hätte, und sie war es zufrieden, daß Josef sich so fast völlig an sie angeschlossen. Bestrafte sie ihn auch streng für seine wilde Hestigkeit, sie ermahnte ihn nicht, die Gespielen

wieder aufzusuchen, und so bildete sich bald in dem oft einsamen Knaben ein Hang zum Alleinsein und Träumen, und es hinderte ihn nichts, denselben zu nähren. Durch die Schule wurde er nur noch unterstützt. Der Lehrer, ein noch junger Mann, war Idealist und freute sich, unter den robusten und schwerfälligen Kindern endlich ein weiches, bildungsfähiges Gemüt entdeckt zu haben, auf dessen Pflege er nun sein besonderes Augenmerk richtete. Am liebsten hätte er den Knaben auf ein Gymnasium gebracht, aber dagegen verwahrte sich die Mutter und auch der alte Pfarrer energisch. Er sollte einmal ein Bauer werden, wie sein Vater gewesen, und kein Student; da konnte ihm all das unnötige Zeug, daß sie in der Stadt lehrten, nur schaden. Der Lehrer gab sich zufrieden, aber was er selbst in seinem Herzen trug an Schätzen und Poesie und Wissen, die da brach lagen zu Niemandes Nutzen, das gab er nun dem Knaben Stück für Stück und nährte seine Phantasie, daß sie sich mächtig entfaltete.

Josef war eine weiche, empfängliche Natur und hatte eigentlich wenig Ähnlichkeit mit seiner Mutter. Seinen Augen fehlte der wache, helle Glanz, seinem Gesicht die feste, besonnene Ruhe, die sich in jedem Augenblicke wahrte; aber all ihren Gefühlsreichtum hatte er erhalten, und da kein bewußter, starker Wille ihn zügelte, brach er oft in wilder Hefigkeit aus und raubte ihm alle Besinnung.

So wuchs er nun heran zum Jüngling. Sie lebten still miteinander, er und die Bäuerin, beide so reich an tiefer Liebe für den Anderen und doch sich eigentlich fern. Sie waren ja auch fast Gegensätze, er mit seiner stürmischen Unbesonnenheit, die sich leicht verletzt und abgestoßen fühlte, sie mit ihrer gefaßten Ruhe, die oft fast Kälte schien.

Die Wirtschaft behielt die Bäuerin in den Händen. Josef half wohl hie und da, aber ihrer tätigen Natur, die wie zum Herrschen bestimmt schien, war es unmöglich, jetzt zurückzutreten, und es war ihr nicht unlieb, daß Josef so wenig Lust zeigte, praktisch mit anzugreifen. Lieber, als daß er ziemlich unnütz im Felde stand, wanderte er in den Wald, träumte in das Blaue oder las mit mehr Empfinden als geistigem Verständnis in den Büchern, die ihm der Lehrer lieh. Der alte Pfarrer sah dies Treiben und schüttelte bedenklich den Kopf; er sah manches, was ihn mit Besorgnis erfüllte, aber er wußte nicht, wie er helfen sollte.

Indes vernachlässigte Josef auch bald seine Bücher, und seine Spaziergänge, die ihn erst ins Weite geführt hatten, wie es eben kam, hatten bald ihr bestimmtes Ziel gefunden. Die Bäuerin erfuhr es erst durch andere, daß ihr Sohn des Försters Tochter liebe und sie ihr als Schwiegertochter zu bringen gedenke. Sie frug ihn nicht danach; wie sie die eigenen Gefühle streng und schamvoll bewahrte, schonte sie auch die anderer, und es gefiel ihr, daß Josef nicht davon sprach. Nur beobachtete sie ihn jetzt mehr als früher und lächelte manchmal heimlich, wenn er bald niedergeschlagen und ohne Appetit, bald



fröhlich und voll gesunden Heißhunger's heimkehrte. Indessen dauerte es nicht lange, so merkte sie, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Die trüben Stimmungen wurden häufiger, zwischen den Brauen erschien eine Falte drohenden Unmutes, die sich dort bald festsetzte, und in den Augen erglomm ein unheimliches Feuer. Er sprach kaum mehr, aß wenig und manchmal seufzte er tief auf und ballte ihm selber unbewußt die Faust, wie in schwerem Grimme. Die Mutter forschte nicht, sie tat, als merke sie es gar nicht. Unbefangen ging sie umher, redete mit ihm und blieb scheinbar heiter wie immer, obgleich ihr Herz voll Sorge war, denn sein Kummer schien immer größer zu werden.

Eines Abends kam er nach Hause mit wirrem Haar, nassen Augen und bleichem Gesicht. Er warf sich auf einen Stuhl, und starrte düster vor sich nieder. Nun sprach die Bäuerin doch; hastig, verlegen und sich im Zimmer beschäftigend, versuchte sie, ihm zuzureden. Er hörte nicht darauf, sondern sprang auf und ging in sein Zimmer, wo er auch den ganzen folgenden Tag blieb. Am nächsten Morgen aber begegnete sie ihm auf dem Hof. Sie erschrak vor seinem Aussehen. Die Augen blitzten düster und drohend, er schien sie gar nicht zu bemerken und wollte an ihr vorüber eilen. Sie trat ihm in den Weg.

„Josef, wo willst Du hin? Was hast Du vor?“

Er fuhr zusammen, der Bohn wick aus seinen Zügen, und er sah sie mit stummer Verweisung an. Dann ging er langsam, ohne ein Wort zu sagen, an ihr vorüber zum Hof hinaus.

Die Bäuerin blieb den ganzen Tag in großer Aufregung und mit einer unerklärlichen Angst im Herzen. Auch bei der Arbeit verging dieselbe nicht, sondern wuchs nur immer mehr an, so daß sie kaum den Abend erwarten konnte. Aber Josef kam nicht, wie sie gehofft hatte, zum Essen zurück. Da legte sich ein Alp auf ihre Brust, der sie zu allem unfähig machte. Vergebens rief sie sich ins Gedächtnis, wie oft er früher erst spät in der Nacht heimgekommen sei, daß ihre Furcht töricht und unbegründet wäre; sie konnte gegen ihre furchtbare Sorge nicht ankämpfen und war nur froh, als Knechte und Mägde endlich mit Lärm ihre Stühle zurückschoben und sie in der Stube allein ließen.

Unruhig schritt sie im Zimmer auf und nieder, lauschte auf jedes Geräusch, das sich draußen erhob, und wendete die Augen oft in stillem Flehen nach oben. Endlich, gerade als sie sich niederlegen wollte, um am nächsten Tage frisch zu sein, hörte sie, wie das Hoftor zugeschlagen wurde, die Hunde laut und wütend aufbellten, beschwichtigende Rufe und laute Wechselreden. Sie eilte an die Haustür und sah mehrere Laternen sich auf sie zu bewegen. Es waren ein paar Knechte und in der Mitte mit feierlicher und wichtiger Miene der Ortsgendarm, der auf sie zutrat.

(Schluß folgt.)

